

Wer zu spät kommt

Mehr als drei Akte nicht nur um die Jupitermonde

Von Rick Weihermann

In Franken blickt ein Gelehrter mit einem neuen Fernrohr in das nächtliche Universum der Renaissance. Es ist Simon Marius aus Gunzenhausen (1573–1624), Mathematiker, Arzt und Astronom am markgräflichen Hofe zu Ansbach. Auch am Abend des 8. Januar 1610 – da macht er eine sensationelle Entdeckung: Seine Beobachtungen am Sternenhimmel veröffentlicht der Ansbacher Astronom in einem Kalender auf 1612 und seinem Hauptwerk *Mundus Iovialis*, das 1614 in Nürnberg erscheint.

Leider zu spät! Denn zur gleichen Zeit staunt im italienischen Padua Galileo Galilei über die Jupitermonde Io, Europa, Ganymed und Kallisto, die er „Mediceische Gestirne“ nennt, festgehalten in seiner *Sternenbotschaft*, die bereits im März 1610 in Venedig erscheint. Diese Schrift, *Sidereus Nuncius*, begründet seinen Ruf als einflussreicher Astronom seiner Zeit. Als Galileo Galilei später hört, dass ein anderer sich seines Erfolges rühmt, schleudert er einen vernichtenden Donnerhall vom Olymp des berühmten Universalgelehrten, direkt ins Antlitz des Simon Marius.

Wie also soll der fränkischen Galilei mit diesem Unglück leben, es gar überwinden? Post mortem wird er zwar rehabilitiert, aber einmal in Ungnade bei der wissenschaftlichen Gemeinschaft bleibt sein Ruf ruiniert. Doch da naht Hilfe für den Gefallenen, Chriska Wagner vom ART & Friedrich e.V. zieht im Jubiläumsjahr „Simon Marius, 1573–1624“ mit einem neuen Stück durchs Land, behandelt „Simon auf der Couch“ und verspricht seine Rettung auf der Bühne.

Der Blick in den Himmel – und auf die eigenen Füße

Zum Auftakt des Jubiläums spulen wir wieder zurück: Durch die Erfindung aus den Niederlanden blickt Simon Marius aufgeregt in das nächtliche Universum. Er hält den Atem an, Jupiter scheint von vier Gestirnen umkreist. Eine Beobachtung, bedeutungsvoll für die gesamte Menschheit, sensationell

für zeitgenössische Forscher und Entdecker, doch dem Hofmathematiker zu Ansbach bringt sie kein Glück und Galilei, zu allem Unglück, schreibt: „Behauptet er doch tollkühn in seinem Werk *Mundus Iovialis*, er habe die Mediceischen Planeten, die den Jupiter umkreisen, vor mir entdeckt“ (*Il Saggiatore*, Rom 1623). Von oben herab fällt das Urteil vernichtend aus, er bezichtigt Marius einer wissenschaftlichen Todsünde: „Ich will nicht länger schweigen über jenen üblen Profiteur ... Ich spreche von Simon Marius aus Gunzenhausen. Dieser Kerl, der es offenbar gewohnt war, sich mit der Arbeit anderer zu schmücken, schämte sich nicht, meine Botschaft von den neuen Sternen zu missbrauchen, um seinen eigenen Ruhm durch meine Arbeit und meine Mühen zu vermehren. Ich sage, er hat höchstwahrscheinlich überhaupt nichts beobachtet“.

Die Erde saust noch einmal um die Sonne, ein gutes Jahr, und der bemitleidenswerte Marius nimmt den dunklen Schatten, sich die Lorbeeren des großen Meisters ans eigene Revers zu heften, mit ins Grab. Da redet man aber nicht mehr von der Erde, die um die Sonne kreist, noch diskutiert, ob Marius die Jupitermonde entdeckt hat oder Galilei. Denn nicht vom Wissen, sondern durch eifernden Glauben angefacht ist einer der blutigsten Kriege der Weltgeschichte. Selbst das Teleskop schaut nicht mehr hinauf zu den Sternen, sondern zu den Schlachtfeldern hinüber. Der Makel, Galilei bestohlen zu haben, bleibt erst einmal an dem Ansbacher Hofmathematicus haften.

Im Planetarium zu Nürnberg – benannt nach einer anderen epochalen Größe des wissenschaftlichen Olymps, Nicolaus Copernicus – sitzt Marius auf der Couch unter beeindruckender Sternenkuppel, worauf eine gigantische Projektion den Blick ins Sternenzelt wiedergibt. Die Behandlung des fränkischen Galilei möge also beginnen. Und Marius' Ärztin, Dr. Kallisto Freude, interveniert direkt ans Unterbewusstsein

des Universums, unterwirft ihren Patienten sogleich ihrer Urknall-Therapie.

Eine Therapie durch Theater

Fast dreihundert Jahre also steht Marius als Lügner da und als gemeiner Dieb. Bis zum 20. Jahrhundert dauert dieser Bann, bis Marius' Leumund gerettet wird. Eine Preisschrift der Königlich Niederländischen Akademie der Wissenschaften verschafft ihm Rehabilitation. Sorgfalt, Genauigkeit der Daten, die zurückgerechneten Werte, sie alle spiegeln den Himmel von 1610 präzise wider, die Umlaufzeiten der Brandenburger Gestirne um den Jupiter kommen der Wirklichkeit näher als die Galileischen. Noch stöhnt Marius vor Ehrfurcht auf der Couch: „Es ist natürlich schon so, dass ich einige Details beobachtet habe, die Galilei nicht erwähnt. Ich bezweifle, dass er sie überhaupt wahrgenommen hat. Ich bemerkte, dass die Bahnebene der Jupitermonde gegen die Äquatorialebene des Jupiter wie auch die Ekliptik leicht geneigt ist. Ich stellte auch fest, dass sich die Helligkeit der Monde ändert und berechnete für 1608 bis 1630 Tabellen.“

Also doch, Marius hat nicht abgeschrieben, sondern selbst langwierig in die Sterne geschaut, d.h. postwendend: Fehlurteil Galilei! „Ich will den Ruhm des Galilei in keiner Weise schmälern oder ihm selbst die Entdeckung dieser Jupitersterne bei seinen Italienern entreißen. Keineswegs! Ich will vielmehr, dass man erkennt, dass diese Sterne von keinem Menschen mir irgendwie gezeigt worden sind, sondern dass ich sie durch eigene Forschung fast zur gleichen Zeit – vielmehr etwas früher, als Galilei sie zum ersten Mal in Italien gesehen hat – in Deutschland gefunden und beobachtet habe.“ Marius beansprucht damit nur den Ruhm, der ihm gebührt.

Es sind nicht nur die „Pünktchen beim Jupiter“ (*Prognosticon auf 1612*), die ihn drücken, sondern auch der Andromedanebel (1612), der große Komet von 1618, die Venus und ihre Phasen (1611) oder die Sonnenflecken (1611) und deren periodische Auftritte (1619)

– und das alles mit seinem Fernrohr beobachtet zu haben. Unbehelligt von Religion und Kirche konnte Marius der Forschung freien Lauf gewähren. Seine Rezeption aber: ein Auf und Ab, immer und immer wieder rutscht er nur auf den zweiten Platz. Pierre Leich, Präsident der Simon Marius Gesellschaft, weiß ein Lied von Marius' unglücklicher Figur zu singen, seinen spannenden Vortrag „7½-mal der Zweite – wie der Ansbacher Hofastronom Simon Marius regelmäßig zu spät kam“ gab er des Öfteren während des Festjahres „Simon Marius, 1573–1624“ zum Besten.

Systema Tychonicum – zwischen alter und neuer Zeit

Szenenwechsel! Galilei trägt eine schwere Last: die Meinungsmacht des Papstes und seine Nähe zu ihm, die eigene tiefe Religiosität, die Anmaßung im Titel seiner Schrift *Sidereus Nuncius* – die Kirche kennt kein Vergessen. Die Inquisition wirft ihren Schatten auf den *Sternenboten* und lauert zugleich auf den treuen Gefolgsmann der Kirche zu Rom. Gefahr scheint dem Privilegierten, zu Gast in der toskanischen Botschaft, nicht zu drohen, ward er nur zu Tage zur Unterkunft bei der Inquisition angehalten. Zwischen allen Stühlen, im Treibsand religiösen Eifers scheint, ihn Reformator zu nennen, weit hergeholt. Also bekennt er, geirrt zu haben, verlässt das Kirchengericht aber angeblich mit der berühmten Replik: „Und sie bewegt sich doch!“

Wie aber kommt Marius auf die Idee, sich vom zementierten ptolemäischen System zu lösen? Doch warum harrt er aus im Zwischenstadium, vollzieht trotz seiner Beobachtungen nicht den letzten Schluss zum Heliozentrismus? Die Umstände seiner Zeit? Fehlender Glaube an die eigene Sache? Nein, alles zusammen und das Sahnetortenproblem: Wenn die Erde sich tatsächlich um die Sonne dreht, dann müsste das mit großer Geschwindigkeit geschehen – wir wissen heute: mit 100.000 km/h – müssten Wolken enorm dahinstürmen, denn selbst Kometen sind nicht ohne Schweif(e). Die Erde läuft um die Sonne, in einem Jahr, die Erde dreht sich um sich selbst, an einem Tag. Müsste sie da nicht wie eine Sahnetorte auf der Zentrifuge auseinanderfliegen!? Alles Phänomene, die selbst die Copernicaner in Erklärungsnot gebracht.



Felicitas und Simon Marius in Therapie in der Pop-up-Praxis bei Dr. Kallisto Freude

Theatervisionen – im Licht des Wissens

Bühne frei, zweiter Akt! Thema: der Andromedanebel. Ein sicherer Punkt, Meilenstein nicht nur in Marius' Astronomie. Regieanweisung: Felicitas und Simon sind glücklich. Dr. Kallisto Freude führt einen Nachthimmel ein, der dem Patienten bekannt sein dürfte. Vorhang auf: der 8. Januar 1610! Marius hat das Wort: „Der Orion-Nebel. Eine Geburtsstätte für die Sterne. Der Krebsnebel. Hier können wir sterbende Sterne beobachten. Bitte noch ein weiteres Objekt!“ Marius scheint Vertrauen in das eigene Urteil zu fassen: „Ein Nebel voller Rätsel und Schönheit. Der Andromedanebel befindet sich nahe dem dritten und nördlicheren Stern im Gürtel der Andromeda.“

Das Wissenschaftstheater von Christa Wagner, mit Sigi Wekerle als Marius, Christiana von Roit als Felicitas und ihr selbst als Therapeutin Dr. Kallisto Freude, bringt Wissen, Forschung, das ganze Drumherum auf die Bretter, die die Welt bedeuten – eigenwillig, eigenständig, originell, im Stil früherer Projekte. Zum Beispiel *Die KeplerKonferenz*, ein interstellares Denkmal für das barocke Multitalent. Oder *Die Entdeckung Amerikas und die Suche nach Rhabarber*, der Eroberer als Entdeckungsreisender. Oder das letzte Stück, *EinsteinKI will tanzen*: eine Tour de Force durch 100 Jahre Relativitätstheorie, Tour d' Esprit über Künstliche Intelligenz und vereinheitlichte Feldtheorie hinweg, Astrophysik in darstellende Kunst übersetzt.

Die Gelehrten – und eine neue Zeit

Und wo findet nun Simon Marius seinen Platz? Zwischen Copernicus (1473–1543), Kepler (1571–1630), Galilei (1564–1642) – fehlt nur noch Newton (1643–1726) und die Welt, und was sie aus Sicht der neuzeitlichen Wissenschaft zusammenhält, wäre vollbracht. Die Einsicht, dass die Planeten in Ellipsen um die Sonne kreisen, samt Gesetzen, also wie sich Bewegung berechnen lässt, das ist Kepler: Er setzt die Sonne endgültig ins Zentrum des Universums. Adieu mittelalterliche, religiöse Weltanschauung! Galileis Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme (*Dialogo sopra i due massimi sistemi*, Florenz 1632) verbreitet sich über ganz Europa, verschwindet aber erst 1835 vom Index. Seit Copernicus aber zeigt das geozentrische Weltbild bereits Risse, doch selbst Protestanten wie Melancthon oder Luther widersprechen noch in althergebrachter Art.

Marius war nicht der Erste in seiner Welt, auch nicht einer der Ersten in einer neuen Welt. Das mittelalterliche Paradigma der Allmacht und Beständigkeit der göttlichen Ordnung war zu seinen Lebzeiten schon im Wanken, allein durch die Beobachtungen Galileis und seine eigenen vielleicht. Die Bibel wortwörtlich, astronomische Angaben darin – Vergangenheit. Das Teleskop führte zu einem Wissenssprung. Das Netzwerk Galileis, seine Experimente, Messungen, seine mathematischen Berechnungen wiesen einen neuen Weg. Galilei, der

Wer zu spät kommt

Begründer einer neuen Zeit, Copernicus, der die Erde nicht mehr im Weltzentrum ausmacht, nicht einmal mehr die Sonne. Die Kardinäle der Inquisition zwingen Galilei zwar noch in die Knie, doch die Natur, die sich plötzlich neu auftut, Forscher und Publikum der Naturwissenschaften, die sich neu formiert, emanzipieren sich, von der Kirche, über alle Grenzen hinweg. Nicht nur die Gedanken, die Wissenschaft ist längst frei.

Ende zweiter Akt, Simons Lied von Holger Saarmann, Barde und Songwriter (holger-saarmann.de/news): „Und da

Simon nebenbei ein begabter Musiker war, soll er auch ein Lied singen dürfen.“ Über den *Frischen deutschen Liedchen* des Nürnbergers Georg Forster träumt der musikalische Tausendsassa in 400 Jahren Entfernung und summt sein „eigenes, frisches“ Lied. Schon wiegen sich Felicitas und Simon im Tanz, in der Musik, mit den Sternen am Firmament.

Woraus erwächst also Simon Marius' Krise? Galileis „Fluch“? Fehlender Bedeutung? Provinziellem Ambiente? Einer Laune des Schicksals? Vielleicht ist es wie am Nachthimmel, erst stehen da

nur die hellsten Sterne, sieht man aber genauer hin, werden es immer mehr. In der Wissenschaft ist es immer eine Frage des Netzwerks, Kristallisationspunkte, die herausleuchten, auf der zweiten Ebene aber lässt sich mehr erkennen. Simon Marius spielt vielleicht nicht Champions-League in Wissenschaft und Forschung, aber auch nicht 2. Liga. Große Denker und Koryphäen stehen im Lichte, die im Dunkeln, in der zweiten Reihe sieht man nicht. Sie mühen sich ab, arbeiten hart, um überhaupt wahrgenommen zu werden.